



Wilhelm J. Waibel

Warte auf mich, Babuschka!
Lebensgeschichte einer ukrainischen
Zwangsarbeiterin

Wilhelm J. Waibel

Warte auf mich, Babuschka!

Lebensgeschichte einer ukrainischen

Zwangsarbeiterin

Copyright © Wilhelm Josef Waibel, 2018

Singen am Hohentwiel

Jegliche Veröffentlichung oder Verwendung ohne die Genehmigung des
Verfassers ist untersagt.

Fotografien: Konstantin Bobrisczew, Kobeljaki

Koppelschloss & Kreuz aus Stacheldraht: Wilhelm Josef Waibel, Singen

Vorwort

Der Anfang dieser kleinen Geschichte ist von mir schon vor vielen Jahren an stillen Weihnachtstagen geschrieben worden, und ich denke, dass sie neben der Not und den Sorgen der Menschen, die beschrieben sind, eben auch die Suche, die Sehnsucht nach dem Frieden vermittelt. Sie zeigt die Grausamkeit der Menschen ebenso auf wie die Liebe zum Nächsten, sie macht nicht an den Grenzen von Völkern halt und sie scheut sich auch nicht zurück vor Geboten von Religionen. Freunde und Feinde sind in dieser Geschichte oft nahe beieinander zu finden - so wie auch Schafe und Wölfe.

Es ist traurig, dass immer wieder Feindseligkeiten und Kriege Menschen töten, verletzen, wobei aber die Verletzung der Seelen so schlimm sein kann wie die Verletzung der Körper. Und so denke ich, passt diese Geschichte nicht nur zu den Ereignissen des barbarischen Krieges, der vor Jahrzehnten unter deutscher Führung Europa verwüstet hat, mit Millionen von Toten im Gefolge, denn die Hauptperson dieser Geschichte, die junge Ukrainerin Ludmilla, könnte genauso auch bei Kriegsende als Deutsche in Oberschlesien gelebt haben und dort die Schrecken der sowjetischen Besetzung erfahren haben; sie könnte heute aber auch in Syrien leben, gestern in Afghanistan oder auch in einem anderen Land, wo heute Krieg und Terror, Tod und Elend herrscht. Schafe und Wölfe gibt es leider überall. Und überall warten Großmütter auf ihre Enkel, Mütter auf ihre Kinder!

Betrifft dieser Tatbestand uns auch, uns – die wir heute in Frieden leben dürfen? Frieden schätzt man leider erst, wenn er in Gefahr ist, wenn er schwindet. Als ich fünf Jahre alt war begann der fürchterliche Zweite Weltkrieg, aber für mich als kleiner Junge noch nicht erfahrbar. Aber der Weg vom Kind zum Jugendlichen öffnete mir sukzessive die Augen in diesen Abgrund, wenn gleich unsere Region ja doch noch vor ganz schlimmen Ereignissen behütet wurde. Aber die Bombenangriffe an Weihnachten 1944 und im Frühjahr 1945 haben meine Einstellung massiv geprägt: Todesangst im

Luftschutzbunker wie zum Beispiel am Weihnachtstag 1944, die Flucht vor zielsuchenden Jagdbombern, Ungewissheit und Angst am letzten Kriegstag und Flucht vor den SS-Einheiten, die Singen ursprünglich verteidigen wollten, in die Schweiz. Dort ein wertvolles Erlebnis: Die neutrale Schweiz gewährt uns - wenn auch nur für einen Tag - Asyl im Schüppelwald bei Ramsen, für mich der „Wald der Menschlichkeit“. Aber gerade auch diese Ereignisse haben mich sensibel gemacht für die Themen, die mit Flucht und Asyl zusammenhängen.

Aber es ist ja nicht nur der Krieg, der solche Geschichten schreibt: Wie gesagt – überall und jeden Tag sind Schafe auf dem Lebensweg und überall lauern Wölfe: Auch heute bei uns! Diese kleine Geschichte soll unser Gespür schärfen für die Schafe, also für die Menschen, die friedlich über Grenzen und Religionen hinweg miteinander die herrliche Schöpfung genießen wollen. Die Geschichte soll aber auch wachsam machen vor den Wölfen, die immer wieder Angst und Schrecken verbreiten und die mit ihrem schaurigen Heulen andere verführen, zu Bestien zu werden. Lassen wir uns aber trotzdem nicht täuschen: Wölfe tragen nicht immer raues Fell, nicht immer Uniform. Und: Wer feine Wolle trägt ist nicht immer ein friedliches Schaf!

So ist diese Geschichte der Ludmilla aus dem Land am Dnjepr, aus der Ukraine zu verstehen. Die junge Ukrainerin Ludmilla, die im Mittelpunkt des Geschehens steht, existiert so nicht; sie ist vom Autor erdacht. Auch die Namen der übrigen Personen und Orte entstammen dem Reich der Fantasie; entsprechende Zusammenhänge sind trotzdem leicht zu ahnen, denn die Geschehnisse sind wahr, sind Realität: Sie stammen aus der reichen Erfahrung von mehr als 50 Jahren Geschichtsarbeit auf dem Sektor Krieg, Besetzung, Deportation und Gefangenschaft und basieren auf unzähligen Gesprächen und Interviews mit betroffenen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion und auch mit Bürgern unseres Vaterlandes. Wertvollen Beitrag dazu haben mir auch zwei Frauen aus der Ukraine geleistet, die Journalistin Ludmilla Owdijenko aus Kobeljaki und die Dolmetscherin Elena Daniljuk aus

Poltawa: Viele Gespräche mit den beiden Frauen haben sicher auch Anstoß gegeben, die Geschehnisse in dieser Form darzustellen.

Zeigt diese Geschichte nun Fantasie oder Realität? Könnte sich denn in dem aufgezeigten Ort „Bergstadt“ nicht auch meine Heimatstadt Singen widerspiegeln, hinter dem aufgezeigten Berg womöglich der Hohentwiel? Könnten die aufgezeigten Fabriken nicht auch unsere hiesigen Industriebetriebe verkörpern? Könnte mit dem Synonym „Randdorf“ nicht auch das Hegau-dorf Watterdingen gemeint sein, jenes Dorf, in welchem kurz vor Kriegsende ein junger polnischer Zwangsarbeiter öffentlich erhängt wurde weil er sich in die Tochter des Landwirts verliebt hatte, bei welchem er arbeiten musste?

Die Anfänge dieser Geschichte sind von mir tatsächlich schon an den Weihnachtsfeiertagen im Jahre 2001 geschrieben worden, aber immer wieder kamen im Laufe der Jahre neue Erkenntnisse dazu.

An stillen Weihnachtstagen geschrieben? Eigentlich hat ja diese Aufzeichnung mit Weihnachten nicht viel zu tun. Oder doch? Verbirgt sich hinter dem Titel „Wart auf mich, Babuschka“ denn nicht ganz einfach und schlicht die Suche nach dem „Frieden auf Erden“, nach Versöhnung, nach Verzeihung – und zwar für alle Menschen, die guten Willens sind.

Wilhelm Josef Waibel

Ein herzliches Dankeschön gilt Frau Dr. Carmen Scheide, die für mich die Layout-Arbeit uneigennützig übernommen hat, ebenso Konstantin Bobrisczew in Kobeljaki, von dem die meisten Fotografien stammen.

Warte auf mich, Babuschka!

Tagebuch der Ludmilla Sementschenko

Wir schreiben den 12. Mai 1942 und innerlich zwingt mich irgendetwas, unbedingt niederzuschreiben, was mich bewegt, so wie ich es auch tat, als ich vor Jahren meine erste Liebe verspürte und deren Ende mich so traurig stimmte. Schwer und grau hängen heute die Wolken über dem Dnjepr und seine Wellen schlagen hart gegen das Ufer der Wiese, auf welcher unsere alte, strohgedeckte Kate steht. Schwer und traurig ist aber nicht nur das Bild der Wolken. Das Gleiche sehe ich, wenn ich in die Gesichter von Mama und Babuschka, meiner lieben Großmutter, schaue. Alle Fröhlichkeit ist geschwunden, und an diesem Abend ist alles anders als sonst. Wladimir, mein 10jähriger Bruder, will - wie immer - zum Fluss, aber Mama hält ihn schroff zurück, und auch ich darf nicht, wie bisher an den Abenden, vor der Kate zu den Alten sitzen. Angst liegt erkennbar über uns und alles erinnert mich an die Melancholie unserer Volkslieder, die Papa früher oft mit uns vor dem Häuschen gesungen hat. Mit welcher Leidenschaft hat er dabei auf seiner Harmonika gespielt und wie oft ging er dann zum Schluss noch ans Ufer des Flusses. Von dort klang dann voller Leidenschaft sein Lied traurig in die Nacht: „Es heult und stöhnt der breite Dnjepr.“

Mein kleiner Bruder versteht noch nicht, weshalb uns Mama und Oma ins Haus geschickt haben, aber die Beiden hüten uns, behüten uns, seit Opa gestorben ist und Papa zum Kampf gegen die Deutschen in die Rote Armee gerufen wurde. Ich spüre, wenn ich durchs Fenster zum Dorf hinüberschaue, dass Unheil auf uns zukommen wird. Selbst die Tiere scheinen das zu merken; es ist Unruhe im Stall hinter dem Haus. Fremde Soldaten, die Deutschen in ihren grauen Uniformen, sind in großer Zahl zu sehen. Auch auffallend viele uniformierte Ukrainer, also unsere Landsleute, sind bei Ihnen und dies bringt die Erinnerung an Erlebnisse aus meiner Kindheit in mein Gedächtnis zurück, Geschehnisse, über die erst in der Familie geredet wurde, als die Deutschen vor acht Monaten unser Dorf besetzten. In meine

ängstlichen Gedanken hinein wird es dunkel überm Fluss und die Furcht kriecht wie kleine Schlangen durch alle Ritzen unserer Kate. Während Mama den Borschtsch vom Herd nimmt und uns, nach einem verstohlenen Blick auf Papas Bild über der Essecke, die Suppe gibt, beginnt Oma, meine geliebte Babuschka, leise zu erzählen: Zehn Jahre zurück gehen ihre Gedanken, in jene Zeit, als die Handlanger Stalins übers Land zogen, um Angst und Schrecken zu verbreiten, mit dem Ziel, die freien Bauern der Ukraine zu Sklaven zu machen und das Fundament unseres Volkes zu beseitigen. Ich war damals gerade acht Jahre alt, jung - aber alt genug, um die Angst zu spüren. Die bewaffneten Schergen, unter ihnen auch Nachbarn von uns, holten die Tiere aus unserem Stall und verboten den Eltern und Großeltern, die Ernte von den Feldern zu holen. Opa sei ein Kulake, ein Ausbeuter. Aber er hatte doch nur eine Kuh und drei Ziegen - ein einfacher Kleinbauer, der niemand etwas zu Leide tat.



Manchen Nachbarn ging es noch viel schlechter; sie wurden mitgenommen und sind, wie der alte Wasilj Iwanowitsch, der uns immer Gedichte und Märchen vorgelesen hat, nie mehr zurückgekehrt. Für meine Mutter war es aber besonders schwer: Sie war damals hochschwanger, doch sie zog trotzdem zusammen mit unserer Oma, meiner geliebten Babuschka, heimlich übers Land, um Nahrung für uns zu erbetteln. Vater blieb daheim, um Hab und Gut zu beschützen und die Tiere zu versorgen. Einmal kamen Oma und Mama in der Nacht nicht nach Hause. Viel früher als erwartet, hatte sich mein Brüderchen in Mama's Bauch gemeldet. Um keine Probleme mit den herumziehenden bewaffneten Horden zu bekommen, brachten sich Oma und Mama in einem Birkenwäldchen am Ufer unseres Dnjepr in Sicherheit. Und dort kam unverhofft dann mein Brüderlein, der kleine Wolodyna, zur Welt: Eine große Ackerfurche war seine Wiege, ein Kalina-Strauch gab gnädigen Schutz gegen die Sonne. Als es am zweiten Tag dann wieder dunkel wurde, trug Oma den Kleinen zu uns ins Häuschen, und ich höre immer noch den Satz, den Mama sagte, als Vater sie bei der Ankunft liebevoll umarmte: „Ist das denn die richtige Zeit, um ins Leben zu kommen?“. Und wie ein Aufschrei klangen dann Mamas Worte: „Wie kann Gott denn so etwas erlauben?“

Meine Suppe ist inzwischen kalt geworden, die Gedanken und Gespräche haben mich auch für kurze Zeit vergessen lassen, was sich wie dunkle Wolken um unsere Kate legt: Was wird das Hiersein dieser grauen Soldaten uns bescheren?

Unsanftes Klopfen an der Türe reißt uns jäh in die Gegenwart zurück. Draußen steht Iwan Fjodorowitsch, unser Dorflehrer, der jetzt Hilfspolizist für die Deutschen ist. Er zeigt auf mich und schreit: „Um 6 Uhr heute Abend bist Du an der Wasserstelle oben im Dorf. Du wirst nach Deutschland fahren. Großes wartet auf Dich!“ Er schlägt die Türe zu und wir sitzen wie erstarrt um den Tisch, auf welchem immer noch das Mittagessen steht. Mutter weint, nimmt schweigend Vaters Bild von der Wand, und dann geht sie still und schleppend aus der Türe. „Erst gehst Du“, höre ich sie schluchzen, „und jetzt soll auch noch Ludja von mir gehen“. Sie betet, und drüben in der kleinen

Kammer vor der Ikone, die hinter einem Wandteppich versteckt ist, ruft sie mit tränenerstickter Stimme immer wieder: „Gott, warum muss das sein?“

Babuschka ist bei uns Kindern am Tisch geblieben und sie zieht uns ganz nahe zu sich – zärtlich, beschützend. Und sie, die in so reichem Maße die Liebe und Weisheit eines guten alten Menschen verströmt, sie bringt uns zu Mutter in die Kammer. „Die Deutschen sind doch Christenmenschen, sie machen nicht solche schlimmen Dinge, wie wir sie in der Vergangenheit im eigenen Land durch unsere Gottlosen haben erdulden müssen“, sagt Oma mit fester Stimme, und sie erzählt, dass die deutschen Soldaten keine Gottlosen sind: „Auf ihrem Koppelschloss steht sogar: *Gott mit uns.*“



Mama ist ganz stumm geworden, sie kann das, was jetzt auf uns zukommt, nicht mehr fassen. Ihre Blicke sind in die Ferne gerückt und nur ihre Arme gehorchen ihr noch. Zärtlich streichelt sie meine Haare. Mama ist nicht mehr im Stande, mir jetzt beizustehen, jetzt, wo ich nur noch wenige Stunden bei

ihr sein kann und wo ich sie doch so sehr bräuchte. Ich muss doch weggehen, weit weg, und auch noch in ein fremdes Land, wo ich niemanden kenne. Nie habe ich mein Dorf verlassen, nie habe ich irgendwo anders geschlafen als in dem kleinen Raum hinter unserer Stube. Wie wird mir die Familie fehlen, Babuschka, Mama und der kleine Bruder Wolodyna, wie werde ich unsere kleine Kate vermissen, den Fluss. Wird es dort, wo ich jetzt hingehen muss, auch Störche geben und Nachtigallen, solch herrliche Blumen wie bei uns, ein Kälbchen, das sich an mich schmiegt? Kennen die Menschen in der Ferne auch unsere herrlichen Lieder, sind die Sterne dort auch so hell, haben die Bäume dort auch so eine helle Haut wie unsere Birken? Gibt es dort auch einen Platz, wo die Toten ruhen und wo man für sie betet?

Ich denke zurück, was ich in meinen jungen Jahren schon alles erlebt habe, denke wieder an die Zeit vor zehn Jahren: Hunger und Angst, Not und Verzweiflung. Aber immer waren die Eltern und Babuschka in meiner Nähe, immer konnte ich mich anlehnen und Unterschlupf finden - wie die kleinen Hühnchen unter der Glucke. Aber morgen, übermorgen und dann? Es sind jetzt nur noch drei Stunden bis ich aus diesem armen, aber warmen Nest weggehen muss. Babuschka spürt meine tiefe Angst, meine heillosen Sorgen, während Mama immer noch mit Vaters Bild in der Hand vor der alten Ikone in der kleinen Kammer steht. „Warum jetzt auch noch Ludja, warum? Sie hat doch nichts Böses getan!“ Oma nimmt mich liebevoll in ihre Arme, so wie sie es immer tat, seit ich sie kenne. „Wie wird es sein, dort in dem Land, wo diese Männer geboren sind, die mit ihren grauen Uniformen draußen vor unserer Kate stehen?“ - geht es mir durch den Kopf. „Haben sie ihre Kinder auch zu Hause gelassen bei der Mama, bei der Oma?“

Und immer wieder neue Fragen: "Wird es dort auch sonnig warm sein wie jetzt bei uns, gibt es in dem fremden Land auch so einen stolzen Fluss wie unser mächtiger Dnjepr, weiden dort auch Schafe und ihre Lämmer, hört man dort im Winter bei Vollmond auch die Wölfe heulen?" Gibt es dort auch liebe Nachbarn, die helfen, wenn die Mutter krank wird?“.

Oma nimmt mich in ihre Arme, sie tröstet mich und immer wieder erzählt sie mir, dass dort - wo ich jetzt hingehen muss - die Menschen gute Christen

sind, dass dort auch Gott zu Hause ist. „Weißt Du“, sagt sie, „wir haben den gleichen Gott!“ Und sie zeigt auf meinen Bruder und sagt: „Erinnerst Du Dich noch? Wolodyna war im letzten Spätjahr doch sehr krank, todkrank – genau zu der Zeit, als die deutschen Soldaten unser Dorf besetzten. Wir hatten tags zuvor gehört, wie schlimm es in dem Dorf am gegenüberliegenden Ufer unseres Flusses zugegangen war, als die Deutschen kamen: Tote, brennende Katen, weinende Kinder, Frauen, die später nie mehr lachen konnten. Welche Angst hatten wir vor den Fremden, welche Sorge um die Gesundheit unseres kleinen Wolodyna. Aber einer der deutschen Soldaten, der bei uns Milch holen wollte, bemerkte, dass der Kleine heiß war, hohes Fieber hatte. Er ging weg, aber er kam bald wieder zurück und mit ihm kam ein freundlicher, hochgewachsener Offizier, der ein rotes Kreuz an seinem Arm trug. Ein Arzt? Wir waren unsicher, hatten Angst! Der Deutsche spürte wohl unsere Sorge, unsere Angst. Aus seiner Brieftasche zog er ein Foto und darauf war seine Frau und sein kleiner Sohn, und der Deutsche lächelte dabei. Dann wandte er sich unserem kranken Buben zu, sprach mit ihm ganz ruhig und obwohl wir nicht verstanden, was er sagte, wussten wir, dass er dem Buben helfen wollte. Der Offizier untersuchte den Kleinen und er holte dann aus seiner Tasche einige Medikamente. Zwei Mal schaute er noch an den darauffolgenden Tagen zu unserem kleinen Patienten, dann sahen wir ihn nicht mehr. Der Deutsche, eigentlich unser Feind, hat uns geholfen. Durfte er das überhaupt? Gott schenke ihm und seiner Familie ein langes Leben!“



Nach dieser Erzählung legt sich meine Angst ein wenig, denn ich erinnere mich auch noch deutlich an diesen Menschen und sein Tun. „Sind so alle Deutschen?“ frage ich. Oma gibt mir darauf zuerst keine Antwort, etwas später kommt ihr ein Satz über die Lippen, den ich für immer mit mir tragen werde: „Merke Dir für’s Leben, überall gibt es Schafe und Wölfe!“

Weil aber die Zeit dahineilt, mahnt Oma mich, einige nützliche Dinge herzurichten für die Reise. In einem Jutesack verstaue ich das Wenige zum Anziehen was ich habe. Oma packt mir noch etwas Essbares ein, und sie gibt mir dazu noch eine Flasche Wasser mit. Ich stecke noch ein Bild von Papa und Mama in eine Hülle aus Holz, die Papa mir einmal geschenkt hat. Oma gibt mir Mamas Filzstiefel mit, weil die etwas besser sind als meine. Ich gehe ohne Strümpfe, das einzige Paar habe ich sicher im Jutesack eingepackt, weil ich daran denke, dass in dem fernen Land ja vielleicht auch der Winter kommen wird, dass dort auch Stürme wehen können. Oder wird es dort keinen Schnee geben?

Als die Stunde des Abschieds kommt, steht Mama weinend unter der Tür unseres Häuschens. Sie küsst mich und sie drückt mir ein Stück Brot in meine zitternde Hand, hartes Brot. Das lag vorher schon einige Zeit bei der alten lkone in der kleinen Kammer. Ich begreife nicht, weshalb Mama das tut, aber ich lege das Brot liebevoll zu meinen Sachen und Babuschka steckt mir ein kleines Säcklein in die Hand, gefüllt mit Erde aus unserem Garten - ukrainische Erde. „Gott sei mir Dir“, sagt sie, diese starke, alte Frau und verstohlen wischt sie sich die Tränen aus den Augen. Sie hält nicht nur mich dabei in den Armen sondern auch noch ihre Tochter, meine liebe Mutter.



Da kommen schon mehrere Lastwagen, dunkel getarnte Fahrzeuge, von der anderen Seite des Dorfes, mit Soldaten in feldgrauer Uniform. Es wird Zeit zu gehen - Abschied. Ich streichle noch einmal mein kleines Kätzlein, gehe noch einmal traurig durch unser heimeliges Häuschen. Nie werde ich diese Minuten in meinem Leben vergessen, nie die Gesichter der Menschen aus meiner Erinnerung streichen, Menschen - die ich dort lassen muss in der kleinen Kate am großen Dnjepr. „Leb wohl, Mama" sage ich und Oma rufe ich zu, als ich schon auf dem Weg zur Sammelstelle am zentralen Brunnen bin: „Ich komme wieder zurück - warte auf mich, Babuschka !"

Aus allen Häusern kommen jetzt die Menschen zum Dorfplatz, zuerst meist nur die jungen Leute, denen man befohlen hat, an diese Sammelstelle zu kommen. Da sehe ich, dass Elena, eine meiner Freundinnen aus dem Dorf, auch dabei ist. Das tröstet mich ein wenig. Auch der Sohn unseres Dorfschneiders, Grigorij Afanasowitch, stößt ebenfalls zur Gruppe. Er kann nicht mehr reden; das verzweifelte Weinen hat ihm die Kraft für die Sprache genommen. Sein Vater ist mit ihm gekommen, und er fleht den Dorfpolizisten und einen deutschen Offizier auf den Knien weinend an, dass man

seinen Jungen doch im Dorf lassen möge. Er sei doch erst 11 Jahre alt. „Der ist groß genug dafür“, herrscht der Dorfpolizist den Vater an. „Und wenn du das nicht einsehen willst, wird deine Kate wie eine Fackel brennen“. Nach und nach kommen auch die älteren Leute aus dem Dorf zum Sammelplatz, auch Mama und Oma. Da waren aber auch schon meine Tante Eugenie, die meinen Cousin Nikolaj Fjodorowitsch verabschieden muss. „Wenn er jetzt auch noch fortgehen muss, dann habe ich niemanden mehr. Zwei Söhne habt ihr schon getötet; sie waren Soldaten“ ruft sie dem deutschen Offizier und seinen ukrainischen Helfern in den schwarzen Uniformen zu.

Nur einer kommt lachend zum Sammelplatz. Es ist Anatolij Wasiljewitsch, der Sohn vom Schmied. Der hat von seiner Mutter ein wenig Deutsch gelernt und hilft jetzt den Deutschen auch als Übersetzer. „Alle im Dorf werden uns beneiden. Deutschland wird den Krieg gewinnen und stolz werde ich dann in die Heimat zurückkehren!“ So ruft er allen zu, die misstrauisch und ängstlich auf dem Platz herum stehen. Wir müssen auf die Lastwagen steigen, Soldaten mit Gewehren bringen noch zwei Jungen aus dem Dorf, die fliehen wollten. Sie waren geschlagen worden, nur mühsam können sie noch auf den Wagen klettern. Dann gibt der Offizier das Zeichen zur Abfahrt. Manche der Alten klammern sich an die Fahrzeuge, sie werden aber von den Bewachern weggejagt. Weinen und Schluchzen, verzweifertes Rufen nach Namen übertönt die Geräusche der Fahrzeuge, und während über dem Dnjepr die Sonne sich von diesem, für uns so schweren, Tag verabschiedet, beobachte ich, wie Oma und Mama immer weiter entfernt zu sehen sind. Ich winke und der kleine Grigorij schreit noch lange nach seiner Mutter, auch als unser Fahrzeug schon weit, sehr weit von unserem Dorf entfernt ist. Anatolij nennt ihn Feigling, Muttersöhnchen!

Es wird Nacht und mit der Dunkelheit kommt für uns auf dem Lastwagen auch die Müdigkeit, die Erschöpfung. Es wird ruhig, und das monotone Geräusch des Motors überdeckt das leise Schluchzen im Wagen. Nur der Jüngste, Grigorij, weint noch. Wir sind froh, dass er überhaupt wieder eine Stimme hat. Maria Wasiljewna, sie ist die älteste und die ruhigste unter uns,

sie nimmt den Jungen in den Arm. Leise spricht sie mit ihm, bis auch ich diesen letzten Tag in meiner Heimat durch einen tiefen Schlaf beschließe.

Irgendwann hält unser Wagen und wir stehen vor einem langen Güterzug, auf den wir dann verladen werden. Ringsherum stehen deutsche Soldaten als Bewachung, und vor einem alten Gebäude wird uns aus einem großen Kessel eine heiße Suppe gereicht. Dann schickt man uns in die Eisenbahnwaggons, die Türen werden verschlossen, aus den 4 kleinen Fensterchen am Dachrand des Wagens schaut ein wenig Licht zu uns herein. Wir suchen uns im überfüllten Waggon ein kleines Plätzchen, achten darauf, dass auch ein Teil des in den Wagen geworfenen Strohs unsere Körper ein wenig weicher liegen lässt. Unsere Älteste, Maria, nimmt den jungen Grigorij wieder nahe zu sich und sie fordert Elena und mich auf, uns nicht in die Nähe des großen Eimers zu setzen, der mit einer Schlinge an der Wagenwand festgezurr ist.

Monoton rattert der Zug, nur unterbrochen durch seltenes Halten, welches dann verbunden ist mit dem Öffnen der Waggontüre. Es wird Brot und Wasser in die Waggons gereicht, manchmal gibt es auch Rüben. Anatolij beschwert sich bei einem unserer Polizisten, die mit den Deutschen vor dem Wagen stehen: „Wir brauchen viel mehr Brot und zum Trinken muss es auch mehr sein!“ Der Hilfspolizist übersetzt das einem Deutschen, der schreit: „Halt dein Maul, wie viel Hunger du hast, bestimmen wir!“ Aber es ist wirklich viel zu wenig, was uns zum Essen gegeben wird. Wir haben furchtbaren Hunger, noch schlimmer ist der Durst. Was Babuschka mir an Nahrung mitgegeben hat, habe ich längst gegessen, nicht einmal mehr eine kleine Rübe ist übrig geblieben - nur noch das Stück Brot, welches Mama mir zum Abschied in die Hand gegeben hat und einige Schluck Wasser. Ich könnte dieses Brot ja einweichen, essen, den Hunger ein wenig stillen. Aber ich kann es bei bestem Willen nicht! Was bleibt mir dann noch aus der Heimat? Letzte Erinnerung an mein geliebtes Zuhause!

Da muss Anatolij an die Tür treten. Der ukrainische Hilfspolizist herrscht ihn an: „Bring den Eimer aus dem Wagen!“ Der große Eimer aus dem hinteren Teil des Waggons, inzwischen eine stinkende Kloake, muss dann von

Anatolij draußen geleert werden. Wir Mädchen werden für kurze Zeit aus dem Waggon heraus gelassen. Aber es gibt keinen Raum, wo wir etwas Schutz hätten. Wie schlimm ist das für uns und wie schämen wir uns. Im Beisein der Soldaten müssen wir Mädchen draußen unsere Notdurft verrichten. Meine Schulkollegin Nadja ist ganz bleich und sie krümmt sich wegen ihrer Bauchschmerzen! Sie verliert auch etwas Blut und so wird sie auf dem Weg ins Land des Feindes vom Mädchen zur Frau. Eine deutsche Rotkreuzschwester hilft ihr liebevoll in ihrer schwierigen Situation: Und wieder zeigt sich erfreulicherweise in Form dieser Rotkreuzschwester ein Schaf unter Wölfen.

Die Fahrt geht weiter. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir unterwegs sind, tagelang. Aber auf einmal gibt es einen ohrenbetäubenden Lärm, der Zug stoppt mit einem Schlag, so dass wir durch den Waggon schleudern. Wir hören Flugzeuge! Schüsse fallen, Explosionen ertönen, wir hören Schreie. Unser Waggon bleibt heil, und lange, sehr lange, nachdem der Zug abrupt gestoppt wurde, geht es dann weiter. Und wieder kauern wir uns auf dem Stroh im Waggon zusammen, hören die raue Melodie der Schienen, dieses kalte Lied, das uns immer begleitet, während meine Gedanken wieder zurück ziehen ins Dorf, zu Mama, Babuschka, zu meinem kleinen Bruder. Hoffentlich hilft er mit seiner Lausbubenart, dass Mama und Oma nicht zu traurig sind.

Irgendwann hält der Zug wieder. Überall stehen deutsche Soldaten, bewaffnet und sie haben Hunde an der Leine. Sie bewachen einen Trupp unserer Soldaten – jetzt Gefangene der Deutschen. Ganz nahe stehen sie vor unserer Wagentüre. Ich schaue in ihre Gesichter, suche krampfhaft in dieser Dunkelheit. Ist Papa dabei? Direkt vor uns sehe ich große Gebäude, aber obwohl es Nacht ist, brennen keine Lichter. Einer der Soldaten schaut in unseren Waggon und als das Licht seiner Lampe einmal ganz kurz hinaus leuchtet zu den Gebäuden, tauchen Schriftzeichen auf, die ich nicht kenne: Kein Wort kann ich lesen! Maria sagt: „So schreiben die Deutschen – jetzt wir sind in Deutschland.“ Wir merken, dass am Zug hantiert wird, Anatolij kann aus den Gesprächen der draußen stehenden Soldaten hören, dass ein

Teil der Wagen abgehängt wird. „Wir fahren jetzt nach Bergstadt, die anderen bleiben hier!“

Ein Pfiff, unser Zug setzt sich wieder in Bewegung, Stahl auf Stahl, das alte Lied. Hunger und Durst begleiten uns wieder. Einmal erbarnt sich eine alte Frau bei einem Halt und wirft uns einige Äpfel durch die Waggonüre - ein Engell! Zwei Nächte folgen noch, dann hält der Zug. Die Tür wird geöffnet. Anatolij zeigt auf ein großes Schild an einem Haus und sagt: „Das ist unser Ziel, es heißt Bergstadt. Und wieder stehen dort Soldaten und andere Uniformierte vor unserem Waggon. Wir müssen aussteigen, aber wir schämen uns, denn wir sind schmutzig. Nur einmal auf der ganzen Fahrt hatten wir Wasser. um uns zu waschen. Die Deutschen, die dort stehen, tragen gute Kleider, sind gepflegt. Und wir? Was werden sie von uns denken?“

Wir müssen zu einem großen Platz gehen. Dort warten zwei ältere Männer auf uns. Einer hält eine Rede und erklärt uns, dass er sich freue, weil wir dem Führer und dem deutschen Volke unsere Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Wenn der große Kampf gewonnen sei, könnten wir wieder in unsere Heimat zurückkehren. Dann liest man uns einen Text vor, aus welchem wir erfahren, was verboten ist: „Auf Flucht steht die Todesstrafe“, sagt der Mann am Mikrofon. Wie soll ich fliehen, wie kann ich den langen Weg nach Hause finden. Wie gern würde ich aber zurückkehren zu Mama und Oma und zu meinem Bruder. Todesstrafe - hat er gesagt. Nein, sterben will ich nicht! Er spricht weiter: „Keine persönlichen Beziehungen zu Deutschen! Ich höre nicht mehr zu, bin mit meinen Gedanken wieder in unserer Kate am Fluss. In meinem Kopf tauchen die Erinnerungen auf an die Zeit, als mein Bruder geboren wurde. Nach der Rede dieses Mannes bekommen wir den Text in kyrillischer Schrift - unsere Schrift. Das beruhigt mich zuerst, dann lese ich aber wieder: „Wird mit dem Tod bestraft, gilt als Sabotage, Volksfeind ...“. Und wieder kommt die Angst in mir hoch, aber ich glaube Omas Worte zu hören: Die Deutschen sind gute Christen! Hoffentlich hat Babuschka recht. Ich muss meinen Namen unter diesen Text schreiben, bekomme eine Kopie, dann werden wir abgezählt und in drei Gruppen aufgeteilt: Der Mann am Mikro-

fon sagt: „Die erste Gruppe geht in die Metallfabrik, die zweite in das Nahrungsmittelwerk und die dritte Gruppe fährt mit einem Lastwagen nach Randdorf!“

Jetzt werden wir auseinandergerissen! Ich bin bei der ersten Gruppe, meine Freundin Elena muss mit der dritten Gruppe, mit Anatolij Wasiljewitsch und meinem Cousin Nicholaj nach Randdorf gehen. Dass Elena und Nicholaj nicht mehr in meiner Nähe sein werden stimmt mich sehr traurig. Wie wird das sein? Allein in diesem fremden Land?

Über eine große, eiserne Brücke, unter welcher die Züge fahren, führt man uns zu einem Gelände, auf welchem viele, eingezäunte Gebäude stehen. Auf dem Weg dorthin sehen wir einen Berg, oben sieht er aus, als habe er einmal ein großes Schloss getragen. Nie habe ich solches gesehen. Wir gehen an schönen Häusern vorbei, alles ist sauber und es stehen Blumen an den Fenstern. Einen Fluss kann ich auf Anhieb nicht erkennen. Und wieder schäme ich mich wegen meiner kaputten Filzstiefel, keiner von den Deutschen trägt solche Schuhe.

Wir sind nur wenige Minuten unterwegs, dann wird von zwei uniformierten Leuten ein großes Tor geöffnet und hinter uns sofort wieder geschlossen. Entlang einer langen Halle dringt ohrenbetäubender Lärm zu uns, Rauch und widerliche Gerüche kommen uns entgegen. Am Ende dieser Halle stehen fünf Holzhäuser, eingeschossig wie unsere Kate zu Hause, aber viel trister. Außen sind die Behausungen grün gestrichen, haben aber kein Strohdach wie bei uns zu Hause „In diesen Baracken werdet ihr wohnen und wie ihr euch zu benehmen habt, könnt ihr auf dem ausgeteilten Dokument nachlesen. Verteilt Euch jetzt sofort auf die Baracken. Nach dem Essen beginnt dann eure Arbeit !“, sagt der uniformierte Begleiter. Ängstlich, aber auch neugierig, nehme ich Maria und den kleinen Grigorij an die Hand und wir gehen in die erste Baracke. Dort stehen in der Mitte lange Tische mit Bänken und links und rechts hat man Betten aufgestellt, Etagenbetten. Wir überlegen, wo wir unseren Kleinen unterbringen, aber da kommt der Wachmann und nimmt ihn mit. „Da kommen nur Mädchen rein“, sagt er, und Grigorij

geht unter Tränen mit dem Deutschen raus. Durchs Fenster sehen wir, dass er in die gegenüberliegende Baracke gebracht wird. Dort steht eine „3“ über der Tür. Maria weint. „Er ist ja nicht weit von uns weg“, tröste ich sie. Jede von uns erhält einen schmalen Teil eines Schrankes, wo wir unsere mitgebrachten Habseligkeiten unterbringen können. Das kleine Stück Brot von Mama und das Säcklein Erde von Babuschka will ich nicht in den Schrank legen. Es gibt kein Schloss am Schrank und ich will die beiden Erinnerungen auch ganz in meiner Nähe haben. Ich steige ins obere Bett, unten richtet sich Maria schon ein. Über mir, am Dachgebälk, gibt es einen kleinen Absatz, eine Nische und dort hinein lege ich das Brot, es ist gut versteckt: Hart wie Holz und es hat fast die gleiche Farbe. Und dort kann ich auch das Abschiedsgeschenk von Oma verstecken. „Wie geht es Mama und dem Brüderlein? Wie wird sich Babuschka um mich sorgen!“. Furchtbares Heimweh kommt in mir hoch, ein wenig Trost gibt mir das kleine Versteck über meinem Bett. Wenn ich dorthin schaue, fühle ich mich ein wenig wie in unserer Kate am Fluss, atme die Luft der Heimat.

Aber alles ist hier anders. Überall rennen Leute herum, Lärm dringt zu uns in die Baracke und es gibt vieles, was wir nicht kennen. Man zeigt uns die Toiletten, die man mit fließendem Wasser sauber machen kann, und es gibt auch einen Raum, wo von der Decke mehrere durchlöchernte Siebe hängen, aus welchen Wasser läuft, wenn man sich waschen will. Das probiere ich sofort aus, denn ich fühle mich nach den vielen Tagen im Zug mehr als schmutzig. Die Toilette und die Waschgelegenheit, zu welcher der Wachmann „Dusche“ sagt, gefallen mir sehr und ich denke, es wird vielleicht doch nicht so schlimm werden, die Deutschen haben auch gute Dinge! Werden Schafe oder Wölfe uns bewachen?

Es ertönt eine Hupe und wir erhalten vor der Tür eine Schüssel mit Löffel, Messer, Gabel und Becher. Aus einem großen Behälter wird uns das Essen geschöpft: Suppe mit Rüben. Ich habe riesigen Hunger und im Nu ist meine Schüssel leer gegessen. Es gibt noch Tee zu trinken, er schmeckt anders als bei uns zu Hause. Wie gemütlich war immer das Essen, gemeinsam in unserer Kate oder auch, wenn ich mit Oma, Mama und dem Bruder draußen auf dem

Feld bei der Arbeit war. Und während wir vor der Baracke unser Essgeschirr sauber machen, fühle ich mich nicht gut. Vor dem hohen Zaun, der uns und die Baracken umgibt, verbringen die deutschen Arbeiter ihre Mittagspause, junge Burschen und ältere Frauen. Ich habe das Gefühl, als würden mich Blicke durchbohren: Eine ältere Frau lächelt mir zu. Bin ich für sie ein Mensch – oder ein Untermensch? Ich nehme dieses Lächeln an wie ein wertvolles Geschenk, denn nie hat mich ein Lächeln so glücklich gemacht! Babuschka's Worte fallen mir wieder ein: „Die Deutschen sind Christenmenschen!“

Dann ruft aber ein harter Klingelton zur Arbeit. Wir erhalten in einem Vorraum der Fabrikhalle einen blauen Arbeitsanzug, auf der linken Brusttasche stehen drei Zeichen – „OST“. Ein Dolmetscher erklärt uns, „OST“ bedeute, dass wir Arbeitskräfte aus Osteuropa seien, aus Gebieten, die von der deutschen Armee besetzt sind. Wir werden an einzelnen Maschinen eingeteilt, die jeweils von einer deutschen Arbeitskraft bedient werden. Diese Maschinen sind große Ungetüme, die ich nie in meinem Leben gesehen habe. Laut sind sie und sie stimmen mich ängstlich. Werde ich hier überhaupt arbeiten können? Bisher habe ich nur in der Küche und auf dem Feld gearbeitet, habe die Kuh gemolken und die Hühner und Enten gefüttert. Und jetzt? Ein Vorgesetzter bringt mich an die Maschine Nr. 19. Dort wartet bereits ein Mann, vielleicht 50 Jahre alt, auf mich. Er zeigt mir, wie ich ihm Metallteile aus großen Kisten zu holen habe und wie ich diese Eisenstücke, runde, längliche Gebilde, die wie große eiserne Flaschen aussehen, dann wieder bei ihm abnehmen muss, wenn die Arbeit an diesem Stück erledigt ist. Wir arbeiten, bis wieder ein harter Klingelton und das Zeichen des Maschinenführers mir anzeigt, dass der erste Arbeitstag zu Ende ist. Wachleute holen uns ab; es ist bereits dunkel draußen. Ich habe das in der Halle nicht bemerkt, denn die Fenster sind alle dunkel bemalt worden. „Dürfen die Deutschen nicht ins Freie schauen?“ Wir gehen in Dreierreihen zu unseren Baracken, Waschen, Abendessen. Es gibt einen Brei aus Erbsen. Todmüde klettere ich in mein Bett, und bevor ich einschlafe, schaue ich noch nach, ob meine beiden – für mich so wertvollen - Erinnerungen aus der Heimat noch vorhanden da sind. Wie wichtig sind sie mir und unersetzlich, jetzt, wo mir Mama, Babuschka

und das Brüderchen so fehlen. Nie im Leben habe ich ein Stück Brot und eine Handvoll Erde so sehr geschätzt wie jetzt: Sie sind zur Ikone geworden, und die Nische, in der sie liegen - zur Ikonostase. Dies hilft mir, zumindest die erste Nacht im Lager, im fremden Land, ohne Angst zu verbringen.

Ein Klingelzeichen reißt mich irgendwann aus dem Schlaf, lautes Rufen des Wachpersonals mahnt uns, schnell das Frühstück einzunehmen: Tee und Brot. Dann Abholung zur Arbeit: Metallteile holen und wieder wegbringen, Lärm, Staub und kein freier Blick zum Himmel. Kein Wort wird gesprochen, ganz selten ein Kommando des Maschinenführers, zu dem die Deutschen „Max“ sagen. An unserer Nachbarmaschine gibt es oft laute Worte, Brüllen der deutschen Maschinenführerin. Als ihre Hilfskraft, eines unserer Mädchen, irgendwann ein Metallteil fallen lässt, wird sie geschlagen. Einmal führen zwei Deutsche in dunklen Ledermänteln einen von uns aus der Baracke Nr. 5 von der Maschine weg. Die anderen sagen, er habe heimlich Radio gehört. „Ist das auch verboten?“

Aber sonst beginnt jeder Tag wie der vorangegangene und endet auch so: Karges Essen, oft Hunger, harte und wortlose Arbeit, Rückkehr in die Baracke, Waschen und einige Gedanken an die Lieben zuhause, dann kommt der Schlaf, der vieles vergessen lässt.



So gehen Tage und Wochen ins Land, in das für mich fremde Land. Abwechslung bringt lediglich die Jahreszeit: Der Herbst lässt auch hier die Blätter fallen wie bei uns, Schnee treibt genauso übers Land, der Frühling zeigt wie bei uns daheim auch hier das neue Leben an, und das Keimen der Natur ist wie bei uns zu Hause. Sogar ein Kalina-Strauch präsentiert im Sommer seine Beeren, die im Herbst leuchtend rot vor unserem Barackenfenster kokettieren, so als ob dieser Strauch, den die Deutschen „Schneeball“ nennen, wüsste, dass Kalina bei uns zuhause die Blume der Liebe ist. Weshalb denke ich jetzt gerade an diese Kalina-Blüte? Was bewegt mich dazu? Ist es womöglich das offensichtlich mir geltende, zarte Lächeln des jungen Deutschen, der an der gegenüberliegenden Maschine Granaten produziert wie wir? Die Deutschen sagen Gregor zu ihm, bei uns daheim würde man ihn Grigorij nennen. Gerne würde ich sein Lächeln erwidern, denn mein Gefühl sagt mir, dass ich neben vielen Wölfen in dieser Fabrik mit Gregor doch auch ein liebenswertes Schaf gefunden habe. Die Gefühle wollen mich zwar Gregor näherbringen, der nackte Verstand setzt aber diesem Träumen ein jähes Ende: Es ist verboten, wird mit dem Tode bestraft! ... Warum ist dieser Staat für den Bankrott einer liebevollen Zuneigung zuständig? Oder kennen die Deutschen womöglich solche Beziehungen gar nicht? Gilt für Verliebtsein in Deutschland denn nur der Tod?

Immer häufiger zweifle ich, ob ich jemals meine Heimat, meine Familie wiedersehen werde, ob Babuschka so lange in ihrem Leben noch warten kann, bis ich heimkomme. Die Zweifel wachsen! Und darum bin ich auch müde geworden, das Erlebte niederzuschreiben. Wozu auch? Für wen? Wird das von mir Geschriebene einmal wie eine Geheimschrift sein, die niemand mehr lesen kann oder darf?

An einer großen Tafel neben den Maschinen wird seit heute täglich das Datum angezeigt. Ich erschrecke: 25. Oktober 1944 - steht dort zu lesen. Und heute gibt es auch noch etwas Besonderes in der kleinen Unterkunft neben uns: In dieser Sanitätsbaracke hat unsere ukrainische Mitgefangene Nadja Skororogabatsch einem kleinen Buben das Leben geschenkt: Geboren in der Unfreiheit, im fremden Land! Wird der Kleine jemals die Heimat seiner

Mutter erleben dürfen? In der Sanitätsbaracke gibt es echte Fürsorge für Mutter und Kind, versorgt von einer jungen Deutschen, welche dort den Sanitätsdienst versieht. Es kommt sogar ein Deutscher aus der Werksleitung, um das Baby und seine Mutter zu besuchen: Unter den Wölfen also wieder auch Schafe!

Mehr als zwei Jahre bin ich jetzt schon in der Fremde, ohne jede Verbindung zu meiner Familie. Und ganz selten spüre ich noch, was Babuschka mich gelehrt hat: Die Deutschen sind Christen. Oder doch? Max - der Maschinenführer lässt in letzter Zeit häufig sein eingepacktes Vesperbrot oder einen Apfel dort liegen, wo ich in der Pause sitze: Zufall? Absicht? Mein wortloses Fragen, mein Blick in sein Gesicht bringen dann ein ebenso stummes „JA!“ Welch ein Geschenk, welch eine Gnade! Ich notiere das alles nun doch wieder in meinem Büchlein, lege es dann aber erneut zur Seite – gut versteckt vor den Bewachern.

An diesem Tag erfahre ich auch, dass meine Freundin Elena jetzt im Lager direkt nebenan - in der Nahrungsmittelfabrik - arbeitet. Während einer Feier unserer Bewacher kann ich heimlich an den Zaun gehen, mit ihr reden. Sie ist ganz verstört und erzählt unter Tränen, dass Anatolij Wasiljewitch nicht mehr lebt. Er war bei einem Bauern in einem naheliegenden Dorf als Knecht beschäftigt, ganz in der Nähe von Elenas Bauernhof. Anatolij verliebte sich in die Tochter des Bauern, wurde bei der Gestapo angezeigt und ist vor wenigen Tagen am Dorfrand beim alten Postweg an einem Birnbaum öffentlich erhängt worden. Alle unsere Leute mussten zuschauen! Verlieben sich die Deutschen denn nie? Die Wölfe reißen die Schafe", geht mir durch den Kopf.!

Ich kann die nächsten Nächte nicht mehr schlafen. Weshalb hat es gerade Anatolij erwischt, der so gern nach Deutschland gefahren ist? „Darauf steht die Todesstrafe“, hat er das nicht gehört, nicht gelesen? Aber wahrscheinlich gibt es Dinge im Leben, die man nicht per Befehl abschalten kann, so auch meine Gedanken. Ich denke an seine Eltern. Sie werden nie erfahren, was

passiert ist, und wir werden es nie dort erzählen können, weil wir ja doch nicht mehr zurückkommen werden.

Und es wird wieder Tag und Nacht, immer wieder, und es fällt Schnee. Seit kurzem dürfen wir einmal pro Woche für einige Stunden ohne Bewachung aus dem Lager. Irgendwann steht an der Kalendertafel das Datum 24. Dezember 1944. Der Deutsche an meiner Maschine ist noch stiller geworden, obwohl wir wirklich nie gesprochen haben. Ich spüre, dass etwas bei ihm nicht stimmt. An diesem Morgen gibt er mir, zusammen mit einem Brot, einen Zettel. Irgendjemand hat ihm seine Nachricht ins Russische übersetzt. Ich lese: „Komme morgen Nachmittag um zwei Uhr auf die gegenüberliegende Seite Eurer Baracke. Dort, wo der große Apfelbaum steht, wohne ich. Wenn die Türe offensteht, komm herein und bringe deine Freundin mit. Wenn die Türe geschlossen ist, dann geht unauffällig wieder zurück ins Lager. Meine Frau und ich freuen uns wenn Ihr uns besucht: Es ist Weihnachten, das Fest der Christen!" Dort also, bei dem großen Apfelbaum, wohnt Max! Jetzt weiß ich endlich, wer uns im Herbst immer wieder Äpfel auf der anderen Lagerseite nachts durch den Zaun gerollt hat: Wölfe tun so etwas nicht!!

Am nächsten Tag gehen wir dann zu Max. Die Haustür am Haus ist offen, wir gehen vorsichtig hinein. Drinnen wartet Max, seine Frau, die uns liebevoll in den Arm nimmt, und ein älterer Mann, der neben Deutsch auch unsere Sprache kennt. Im Zimmer ist ein schön geschmückter Tannenbaum aufgestellt und daneben ein Foto mit zwei jungen deutschen Soldaten. Die Frau weint, als sie uns das Bild zeigt. „Das waren meine Buben - Alfred und Wolfgang. Beide sind in eurer Heimat, bei den schweren Kämpfen am Dnjepr, gefallen!" Es ist eine traurige Stunde in diesem Haus und doch so wertvoll für uns. Und Babuschkas Lebensweisheit geht mir wieder durch den Kopf: "Es gibt überall Wölfe und Schafe!"

Zum ersten Mal seit Jahren fühle ich mich an diesem Tag wieder einmal als Mensch und die Erinnerung kommt zurück: Heimlich haben Oma und Mama mit uns Kindern im Januar - also später als die Deutschen - immer

wieder Weihnachten gefeiert vor einer kleinen Krippe, das Jesuskind im Stroh. Auch unter dem Christbaum, den Max in seinem Wohnzimmer stehen hat, finde ich eine solche Krippe, das Jesuskind im Stroh. Weshalb bin ich gefangen in einem Land, in dem die Menschen Gleiches glauben wie bei uns? Warum darf ich nicht mit Mama und Babuschka Weihnachten zu Hause in der Ukraine vor der Krippe feiern, so wie die Christen hier in Bergstadt, wie Max und seine Frau? Warum lässt unser aller Gott so etwas zu? Oder haben die Deutschen doch einen anderen Gott? Die Frau von Max ruft mich aus meinen traurigen Gedanken zurück, sie streichelt mich, sie spürt, was ich denke, was ich empfinde. Die Deutschen feiern heute Weihnachten, das Fest der Liebe, die Geburt Christi. Es gibt Kaffee und einen herrlichen Kuchen. Könnten doch Babuschka, Mama, Papa, mein Bruder und auch die beiden Söhne von Max und seiner Frau jetzt mit uns am Tisch sitzen. Die Zeit am Tisch vergeht und auch der Traum, aus dem wir jäh gerissen werden, als Max uns dann ganz vorsichtig wieder aus der Haustüre geleitet! „Der Krieg ist bald zu Ende“, flüstert uns der unbekannte Übersetzer ins Ohr, „und dann dürft Ihr wieder nach Hause.“ Wir stehen auf der Straße, keine Bewacher bei uns, überlegen, ob wir fliehen sollen, aber wohin?

Da ertönen Sirenen in der Stadt, ihr eiskaltes, schauerhaftes Lied reißt uns aus unseren den Träumen: Flugzeuge sind am Himmel – Amerikaner! Sie werfen Bomben auf die Eisenbahnanlagen, überall liegen Trümmer, tote und verletzte Menschen säumen den Weg. Ich erstarre, als ich Antonia – auch eine Mitgefangene von uns - auf der Straße liegen sehe, leblos, blutüberströmt, ihr Arm ist von ihrem jungen Körper abgerissen, und er hängt jetzt wie ein Mahnmal des Grauens an der Hauswand dort in der Fabrikstraße Nummer 6. Und neben ihr liegt am Straßenrand eine große Bombe, noch ganz erhalten, nicht explodiert. Was wäre geschehen, wenn der Zünder funktioniert hätte? Wären wir auch getötet worden so wie viele andere Menschen, die Weihnachten hier feiern wollten: Fest der Liebe, Fest des Friedens? Haben die Männer in den Bombenflugzeugen auch den gleichen Gott wie wir, haben sie auch den gleichen Gott wie die Deutschen?

Völlig geschockt gehen wir zurück zu unseren Baracken, wohin sollten wir sonst denn gehen? Der Alltag im Lager beginnt wieder, es wird Tag und Nacht, das Jahr wechselt, der Frühling kommt ins Land, der Kalina-Strauch zeigt Ansätze der neuen Kraft, die in ihm wirkt. Unsere Bewacher werden freundlicher, auffallend höflich. Geht der Krieg wirklich zu Ende? Am Kalenderblatt steht: 24. April 1945. Nach dem Frühstück müssen wir nicht zur Arbeit, das Tor zum Lager ist offen, keine Bewacher. Eine Frau aus der Fabrik kommt und erklärt uns, dass der Krieg zu Ende sei und dass heute noch französische Soldaten kommen werden, um uns zu befreien. „Hitler und der Faschismus sind besiegt“, ruft sie uns zu. Der Bürgermeister von Bergstadt wird von deutschen Fanatikern, von der SS, erhängt, weil er die Stadt nicht opfern wollte; die weiße Fahne war sein Todesurteil!

Wir können es noch nicht glauben: Ende der Gefangenschaft, Hoffnung auf die Heimat, Wiedersehen mit Mama, mit Babuschka und dem Bruder? Wird dann auch Vater wieder von der Front zurückkehren?

Am Nachmittag, 25. April 1945: Laute Geräusche auf der Straße hinter dem Lager; Panzer kommen und französische Soldaten. Wir sind tatsächlich frei, und es gibt jetzt nur noch einen Gedanken: Nach Hause! Aber es vergehen noch Tage, Wochen, dann endlich: Ein Eisenbahnzug steht am Bahnhof bereit. Ich laufe zu Max nach Hause und verabschiede mich von ihm und seiner lieben Frau. Die Beiden weinen. Vorher hole ich in der Baracke über meinem Bett noch das Brot und das Säcklein Erde aus dem Versteck. Die Frau von Max zeichnet mir ein Kreuz auf die Stirne, wie es Oma früher oft getan hat. „Wenn Ihr das Grab unserer Söhne findet, schmückt es mit Blumen“, bittet sie unter Tränen. In ukrainischer Erde liegen sie - schießt es mir durch den Kopf. Jetzt, wo ich bald zuhause sein werde, kann ich mich trennen von der Erinnerung, die Babuschka mir mitgegeben hat. Und ich schenke Max und seiner Frau jenes Säcklein mit ukrainischer Erde, die für mich so heilig ist. Max zittert, als er es in die Hände nimmt und es in die Ecke der Stube trägt, zu einer Nische, wo ein Kreuz an der Wand hängt.



Jetzt sitzen wir im Zug, der uns nach Hause fährt, tagelang, überall Trümmer, tote Städte und geschundene Dörfer, dann endlich auf einem Lastwagen in die Heimat, in unser Heimatdorf, zu unserer Kate am Dnjepr. Ich zittere, als ich vor der Türe stehe. Mein Bruder öffnet, wie groß ist er geworden. „Wo ist Mama, wo ist Babuschka, ist Papa wieder da?“ frage ich ihn. Ich spüre, was geschehen ist. Wolodyna weint und führt mich in die Kammer. Dort liegt Babuschka im Bett, still und mit traurigen Augen, so wie ich sie früher nicht kannte. Ich drücke ihr den Rest des Brotes in die Hände, welches Mama mir zur Erinnerung mitgegeben hatte. Sie küsst mich innig. „Lange, so lange habe ich auf dich gewartet, Ludjal Deiner Mutter hat das alles das Herz gebrochen, sie ist gestorben, bald nachdem du uns verlassen musstest.“ Mit leiser Stimme erzählt sie, dass Vater vor Wochen aus dem Krieg zurückkam, eine deutsche Granate hat ihm das rechte Bein zerschmettert. Er gehe jeden Tag zum Ufer des Dnjepr, aber er könne nicht mehr singen. Mutter fehlt ihm sehr. Mein Bruder hat inzwischen Papa geholt. Alt ist er geworden und hart im Gesicht. „Habe ich die Granate gemacht, die Dir das Bein genommen hat?“ Fragend

geht mein Blick durch die Furchen seines Gesichtes. „Ludja“, ruft er und streichelt mich, „Ludja!“ Er humpelt mit meinem Bruder und mit mir zum Friedhof, zu Mama’s Grab. „Warum musste ich fort von ihr; wie hat sie gelitten?“ Ich habe aus dem Garten einige Zweige vom Kalina-Strauch mitgebracht, die ich auf ihr Grab lege. Neben ihr ist unser Dorfpolizist begraben, der mich zur Deportation gerufen hat: Partisanen haben ihn erschossen. Auf die freie Wiese neben dem Friedhof lege ich auch einige Zweige mit den roten Beeren: Für Alfred und Wolfgang - die Söhne von Max und seiner Frau.

Als wir dann wieder ins Haus zurückkehren, erzählt mir der Vater, dass vor zwei Tagen schon Männer hier waren, um mich zu suchen. Sie würden wiederkommen. Ich sei freiwillig zu den Deutschen gegangen, hätte den Großen Vaterländischen Krieg verraten, Kollaboration nennen sie das – Verrat am eigenen Volk! Ich kann die Welt nicht mehr verstehen: Ist das denn freiwillig, wenn man mit Waffen in die Wagen gezerzt wird, wenn man drei Jahre lang Tränen vergießt, weil die Liebsten so weit weg sind, wenn man nicht weiß, ob man sie überhaupt wieder sieht? Also schon wieder sind Wölfe unterwegs, um Schafe zu reißen. Ich sitze jetzt an Babuschkas Bett, streichle sie und halte ihre Hand ganz fest. Und dann frage ich sie, was mich wieder so aufwühlt in dieser Stunde: „Babuschka, warum gibt es denn mehr Wölfe als Schafe in dieser Welt? Sag mir, wie bleibt man Schaf, wie wird man Wolf? Warum lässt Gott das alles zu?“ Und noch einmal wiederhole ich meine Fragen und ein drittes Mal: **Aber Babuschka antwortet nicht mehr!**



Die alte Kate am Dnjepr



Alle Fotos mit freundlicher Genehmigung von
Konstantin Bobrisczew, Kobeljaki



